



Plauder-Stübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Elzville.

1915. * Nr. 29.

Mus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Um die sechste Abendstunde schellte es: Hans von Streblin stand vor Margarete. Er begrüßte sie kühl. Sein Schnurrbart streifte flüchtig ihre Wange, dann setzten sie sich in das Wohnzimmer. Hilde war ausgegangen, die Mutter bei ihrem Sohn, sie waren allein.

„Ich schrieb dir, daß ich Weihnachten nicht abkömmlich wäre“, begann Streblin das Gespräch.

Er war verlegen. Gar so ernst sah Margarete ihn an; ein fester Entschluß malte sich auf ihrem Gesicht.

„Ja, ich habe den Brief erhalten“, sagte sie kurz.

Hans räusperte sich verlegen.

„Warum siehst du mich so sonderbar an?“ fragte er.

„Ich habe dir viel zu sagen: Bernd ist hier.“

„Ja ja, ich dachte es, ich habe in der Zeitung gelesen, daß er freigesprochen ist aus Mangel an Beweisen!“

Es lag eine häßliche Betonung in diesen Worten, ein Zweifel, der Margarete empörte. „Bernd liegt schwer krank bei uns“, fuhr sie fort, „wir sind um sein Auskommen sehr besorgt.“

Jetzt zuckte Streblin die Achseln.

„Du mein Gott“, sagte er kalt, „es wäre doch für alle Teile das Beste, wenn er —“

Margarete sprang auf; Empörung malte sich in ihrem Gesicht.

„Wie kannst du so reden!“ rief sie. „Das ist herzlos!“

Auch Hans erhob sich vom Stuhl.

„Lieber Schatz“, sagte er, „du nimmst übel, was ein jeder denkt. Ich will jetzt gehen, du scheinst in keiner freundlichen Laune zu sein. Heute abend muß ich zu Gertrudens, die ich im vorigen Herbst kennen gelernt habe.“

Sie zog den Verlobungsring vom Finger und legte ihn auf den Tisch. Entschlossen sagte sie:

„Ich betrachte von heute an unsere Verlobung als aufgehoben.“
 „Du kommst mir zuvor“, entgegnete Streblin, „ich habe es eingesehen, daß die Sache aussichtslos ist. Ich gab es auf, mich nach einer Anstellung umzusehen; und denke dir, mein Onkel ist gestorben und hat nicht mich, sondern einen andern Neffen zum Erben eingesetzt.“

„Und du hattest so fest auf seinen Tod gerechnet“, fiel es schneidend von Margaretes Lippen.

Er fuhr gereizt auf.

„Es paßt mir als Offizier nicht, daß du als meine Braut im Bureau arbeitest, und daß Bernd mein Schwager werden soll, ein Mensch, der knapp dem Zuchthause entgangen ist.“

„Hinaus!“

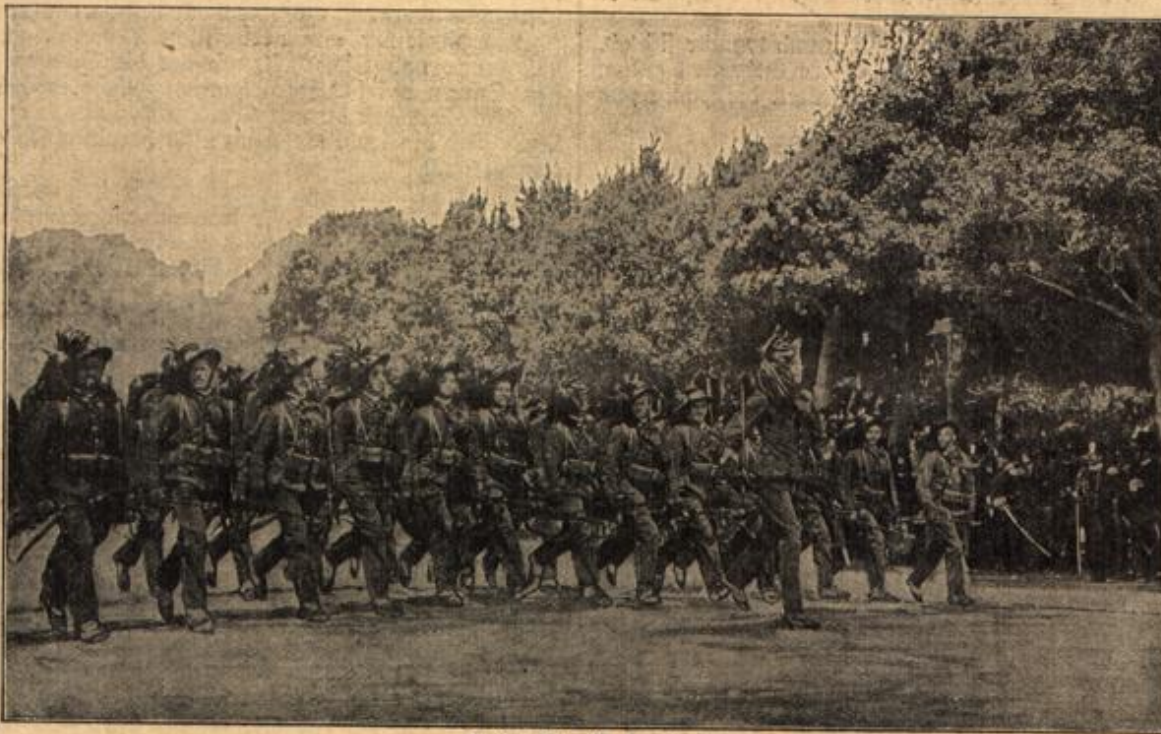
Margarete rief es voll Verachtung und wies nach der Tür. Er klappte die Haden zusammen und verbeugte sich, dann

ging er fort. Sie sah den Ring vor sich liegen. Den würde sie ihm morgen zusenden mit seinen Briefen und Geschenken.

Erleichtert atmete sie auf. Nein, es tat nicht weh! Solch einen Menschen konnte man nicht lieben! Sie hatte es oft in letzter Zeit gefühlt, und die junge, gläubige Liebe war allmählich gestorben.

Margarete aber war eine starke, gesunde Frauennatur,

die einetrisbe Enttäuschung nicht jahrelang verbittert. Seit des Vaters Tode war Streblin gegen sie immer kühler geworden. Sein energie-loses Wesen, sein egoistischer Charakter hatten seiner Braut schon früher zu denken gegeben. Jetzt atmete sie auf. Es war richtig gewesen, den Bruch herbeizuführen. Die häßlichen Worte Streblins hallten in ihr wieder, und sie wünschte, ein Mann zu sein, um ihm die verdiente Antwort zu geben.



Italienische Bersagliere.

Sie bilden eine der deutschen Garde ähnliche Elite-truppe, die 12 Regimenter zu 3 Bataillonen und 12 Radfahrer-Bataillone aufstellt, hierzu kommen noch 20 Mobilmachungsbataillone.

Das echte Weib kann sich auf die Dauer, wenn der erste Rausch der Liebe vorüber ist, an der Seite eines solchen Gatten, wie Hans von Streblin, nicht voll befriedigt fühlen. Margarete war sehr jung gewesen, als sie sich verlobt hatte; nach und nach kam sie zu der wahren Bewertung ihres Bräutigams.

"Mutter," sagte sie am Abend, "ich habe meine Verlobung mit Streblin gelöst."

Frau von Stetten sah schnell auf.

Das stolze Gesicht ihrer Tochter war ruhig und ernst.

"Ich sah schon früher ein, daß es eine aussichtslose Sache war, Hans und ich passen nicht zusammen."

"Du sagst das so gefaßt, mein Kind, tut es dir nicht weh?"

"Nein, Mutter, ich bin froh, daß es aus ist."

Frau von Stetten umarmte ihre Tochter.

"Meine Arbeit fällt Zeit und Gedanken aus; mein verehrter Chef sagte ein wahres Wort: Arbeit ist ein treuer Waffengenosse." "Könnten wir es unserem armen Bernd als Wahlspruch auf seinem Lebensweg mitgeben. Wenn er uns nur erhalten bleibt! Heute war der Arzt recht besorgt."

"Wir wollen die Hoffnung nicht verlieren. Diese Nacht wache ich bei ihm und du sollst ausruhen, Mütterchen!"

Sie umarmten sich herzlich.

Margarete sah am Abend des Silbertages an ihres Bruders Bett. Das Fieber war gestiegen, ein quälender Husten kam über die Lippen des Kranken, und er sprach verworrenes Zeug vor sich hin.

Margarete stand am Fenster.

Drüben erstrahlte das Haus Gerstners in glänzender Beleuchtung; dort würde Streblin das neue Jahr erwarten.

Gerstners hatten eine einzige Tochter. Fräulein Meta war viel unischwärmt; sie galt für eine Schönheit trotz ihrer brandroten Haare, der schon jetzt allzu üppigen Gestalt und der vollen Lippen, die ein sinnliches Temperament belundeten. Margarete kannte sie nicht persönlich, hatte sie nur einige Male auf der Eisbahn gesehen. Das laute, kokette Benehmen der jungen Dame war ihr unangenehm aufgefallen. Gerstners wünschten die Tochter an einen Offizier aus alter Familie zu verheiraten, und luden gern solche Aspiranten ein. Nun, die Streblins waren ja von gutem Adel, Hans wurde vielleicht der Schwiegerohn des Millionärs.

Die große Vogenlampe vor dem gegenüberliegenden Hause warf ihr Licht auf die Eintretenden. Eben kam ein Offizier eilig über die Straße, es war Hans von Streblin. Margarete trat hinter den Vorhang. Einen Moment blieb der Leutnant stehen. Er blickte schein zu den Mansardenfenstern hinauf, dann trat er schnell in das Haus ein.

"Möchte er", dachte Margarete verächtlich und wandte sich ab. Still saß sie am Bette des Bruders. Ihre Gedanken galten nur ihm, der so bleich und elend dalag. Sie faltete die Hände und betete inbrünstig für Bernd.

Gegen zwölf Uhr erwachte er aus seiner Betäubung.

"Bist du es, Gretchen?" fragte er mit schwacher Stimme.

"Ja, mein lieber Bernd", entgegnete sie und faßte seine Hand.

"Das Fieber scheint nachzulassen, deine Hand ist nicht mehr so heiß. Wir wollen die Temperatur messen, und dann nimmst du ein beruhigendes Pulver und schläfst hübsch artig ein."

"Ich mache euch so viel Sorge", sagte er leise.

"Werde nur gesund", bat sie, "alles übrige findet sich später."

"Später?" er schüttelte den Kopf. "Was soll ich noch? Wo finde ich Arbeit? Wer wird sie mir anvertrauen, nachdem —"

Er vollendete nicht, und ein Ausdruck trostlosen Verzagens malte sich auf seinem Gesicht.

"Daran denke nicht, lieber Bernd. Komm, wir wollen die Temperatur nachsehen. — Sie ist gefallen, nun wird's besser werden."

Eben schlug es zwölf. Die Kirchenglocken läuteten.

"Ein neues Jahr bricht an," sagte Margarete, "möchte es uns allen ein gesegnetes werden."

Bernd hatte die Hände gefaltet. Er lauschte den ernsten Tönen draußen. Etwas wie Hoffnung lag auf seinem Antlitz.

"Das walte Gott!" sagte er.

Die Geschwister umarmten sich.

"Und nun nimm das Schlafmittel ein."

Er gehorchte. Margarete setzte sich an sein Bett und hielt seine Hand.

Aus dem Gerstnerschen Hause erklang der Tusch der Musik und das fröhliche Stimmengewirr; man hatte die Fenster geöffnet, um das neue Jahr hineinzulassen.

Nun schläft Bernd; die Hand seiner Schwester liegt in der seinen. Sie legt die andere leise auf seinen Kopf.

"Gott helfe dir!" betet sie innig.

Eine Stunde vergeht. Da ist auch Margarete eingeschlummert in dem alten, bequemen Sorgenstuhl. Und durch das Fenster sehen die Sterne, die Engelsaugen.

Gretchen, bitte, komm mit mir spazieren", bettete Hilde am Nachmittage des Neujahrstages. "Du siehst blaß aus nach der Nacht an Bernd's Krankenlager. Sieh, wie hell die Sonne scheint, wie festlich alles aussieht!"

"Du willst wohl deine neue Pelzgarnitur auslüften?" neckt Margarete. "Sage es nur offen, Schwesterchen."

"Ja, natürlich! Aber ich habe auch Sehnsucht nach der köstlichen Winterluft, nach frohen Gesichtern, und ehe diese Sehnsucht nicht befriedigt ist, habe ich die richtige Stimmung nicht, die man doch heute haben muß."

"Nun gut, kleiner Dualgeist, ich komme."

Heute zog Margarete die Plüschjacke an und legte den kostbaren Pelz um; der große schwarze Sammethut mit den Straußfedern beschattete ihr Gesicht.

Hilde sah allerliebste aus in dem Geschenk der Schwester. Ihre knospenhafte, zierliche Gestalt hing an dem Arm Margareten's; fröhlich plauderte der Mund der Jüngerin.

Es ging Bernd etwas besser. Er hatte mehrere Stunden geschlafen, und das Fieber war noch mehr gesunken.

Fröhliches Leben herrschte auch heute in den Straßen der Residenz. Alles schien in rosiger Stimmung, das neue Jahr zu begrüßen. Jetzt ein Zusammenströmen der Menschen: der Kaiser fuhr vorbei. Margarete und Hilde verbeugten sich ehrsüchtig, und ein gnädiger Gruß ward ihnen zuteil.

Unter den Linden war es besonders lebhaft. Hohe Staatsbeamte fuhren in prächtigen Wagen vorüber. Offiziere in der Galauniform begegneten den Schwestern, Autos kausen daher. Erhöhte Lebensfreude strömte durch aller Herzen.

Noch vor einem Jahr hatten Stettens zu den obersten Zehntausend gehört; auch sie hatten Neujahrswünschen gemacht und empfangen. Das Haus einer Witwe vereinsamt. Nur wenige treue Freunde erinnern sich ihrer und suchen sie auf. Jene größere Zahl, die "Schönwetterfreunde", bleiben weg, wenn die Verhältnisse sich, wie bei Stettens, ändern.

Margarete dachte heute daran, auch Hilde mußte ähnliche Gedanken haben. Sie ging eine Weile schweigsam weiter. Mit kaum siebzehn Jahren hatten die ernstesten Gedanken nicht allzu lang im jungen Herzen. Deshalb plauderte sie bald wieder munter. Mit großer Liebe schaute sie zu Margarete auf, die ihr Vorbild und Ideal war.

Sie waren jetzt in der Nähe der Schlittschuhbahn, die sie früher immer zu besuchen pflegten. Dieses Jahr hatten sie nicht abonniert wegen ihrer Trauer, und dann mußte auch jede Extraausgabe vermieden werden. Fieß es doch mit jedem Markstück rechnen.

Margarete war eine vortreffliche Läuferin. Hilde bewunderte die Grazie und Sicherheit, mit der die Schwester die schwierigsten Sachen auf der spiegelglatten Fläche ausführte.

"In allem bist du mir überlegen", hatte der Badisch oft gesagt. "Ich bin froh, wenn ich nicht hünplumpse, Vogen schneiden lerne ich nie!"

Heitere Musiklänge begrüßten die beiden Stettens, als sie sich der Bahn näherten. Es froh nur einige Grad, und kein Wind regte sich. Und wie freundlich strahlte die Sonne am wolkenlosen Himmel, Diamantfunken auf die bereiften Bäume werfend, die die weite Eisfläche umgaben.

"Gretchen," sagte Hilde und drückte den Arm der Schwester, "ist das nicht Hans? Er schnallt dort dem Fräulein Gerstner die Schlittschuhe an."

"Ja", entgegnete Margarete ruhig.

"Warum ist er nicht bei uns gewesen? Habt ihr euch gezankt?"

"Wir haben unsere Verlobung gelöst", lautete die Antwort, und Margareten's Stimme bebte nicht.

"Wann? Das erfahre ich eben!" rief Hilde etwas empfindlich.

"Gestern. Du warst gerade gegangen, um einige Besorgungen zu machen."

"Liebe, arme Grete!"

"Nein, bedaure mich nicht, Kind. Es ist besser so, und ich bin froh, daß dieser unhaltbare Zustand zu Ende ist."

"Ich auch", stimmte Hilde bei. "Weißt du, so recht leiden konnte ich ihn nie, und ebenso denkt Bernd."

Damit war das Gespräch abgebrochen. Sie blieben an dem Rand der Bahn stehen und blickten auf das bunte Bild.

Hans von Streblin lief mit der Tochter des Kommerzienrats Gerstner. Sie hing schwer an seiner Hand, denn sie war zu dick, um eine gute Figur auf den blanken Stahlshuhen abzugeben.

Ihr überladenes, nach der neuesten Mode angefertigtes Kostüm, der übertrieben große Hut ließen sie unvorteilhaft erscheinen.

Gestern im Ballkleide mit dem weißen, vollen Hals, auf dem Diamanten funkelten, hatte sie besser ausgesehen. Sie hatte Streblin auffallend bevorzugt, in ihm die Hoffnung erweckt, daß er nur zuzugreifen brauche, um das reiche Mädchen zur Frau zu bekommen, denn auch die Eltern waren ihm entgegengelommen.

Wie anders war es vor einem kurzen Jahre gewesen. Da war Margarete von Stetten an seiner Seite gelaufen. Leicht wie ein Vogel war sie über die Bahn geslitten. Am Ende derselben waren sie stehen geblieben, um sich jene süßen Nichtigkeiten zu sagen, die einem Brautpaare viel bedeuten. Der tiefe, warme Blick ihrer dunklen Augen hatte ihn glücklich gemacht. Ach ja! Er seufzte leise. Daß es so anders kommen mußte!

Fräulein Gertrud wäre fast gefallen. Er hielt sie auf; etwas ärgerlich sagte er: „Sie scheinen noch nicht recht sicher zu sein, gnädiges Fräulein.“

„O, es war eine Spalte im Eise; sehen Sie, da ist sie.“

Ihr ziemlich plumper Fuß deutete darauf hin.

Sie blieben stehen und wechselten gleichgültige Worte. Das rotblonde Haar Metas war in Unordnung geraten und hing lose um den Kopf; sie suchte es zu befestigen.

„Der dumme Friseur!“ dachte sie dabei. „Ich nehme mir morgen einen andern.“

Sie liefen nun langsam hin und her. Hans sah zufällig auf und erblickte dabei Margarete und Hilde am Ufer der Bahn. Er fühlte, daß er rot wurde. Flüchtig grüßend hob er die Finger halb zur Mähe. Dann überließ er seine Dame einem Gardeleutnant, der sich auch gestern schon Meta genähert hatte. Sollte er ein Bewerber sein? Würde er ihm den Rang ablaufen?

Seine schlichte Infanterieuniform kam ihm plötzlich so ärmlich vor. Es war immer sein heißer Wunsch gewesen, bei einem der auserlesenen Garderegimenter zu dienen, am liebsten bei den gelben Männen in Potsdam oder bei den Kürassieren.

„Wenn ich Meta heirate, könnte ich es“, dachte er heute.

Er entfernte sich weit von den Läufern. Er mußte allein sein mit seinen Gedanken und Zukunftsplänen. Und er wollte die Schwestern Stetten nicht sehen, nicht das stolze, ernste Gesicht Margareten's, nicht das, wie er es nannte, naseweise Hildegards, das ihn spöttisch angeschaut hatte.

Bernd's Genesung machte nur langsame Fortschritte; es war, als fehle es ihm an Mut, weiter zu leben. Er war sanft und dankbar für alles, aber nichts erinnerte mehr an den Heißsporn von früher, an den kräftigen, frischen Mann vergangener Zeiten.

„Hätten sie mich doch sterben lassen“, dachte er oft in stillen Stunden, die er zubrachte, „mir wäre wohl, und der Makel von unserem Namen wäre ausgelöscht.“

„Sie müssen an die Luft“, sagte der Arzt oft, aber Bernd konnte sich nicht dazu entschließen. Wie, wenn ihm einer seiner früheren Bekannten begegnete! Wenn sie weggehen, um ihn nicht zu grüßen, oder gar einige bemitleidende Worte fallen ließen?

Der Januar verging, ohne daß Bernd sich getraute, den Wunsch des Arztes zu erfüllen. Bläß und schmal war er geworden; das Mühsigsein lastete schwer auf dem tatkräftigen Mann.

Erst auf die wiederholten Bitten seiner Mutter ging er eines Abends ins Freie. Er wählte die entferntesten Straßen der Stadt und schlich an den Häusern vorbei — scheu, voll Angst, erkannt zu werden.

Unterdessen war Tante Dörtchen nach Berlin gezogen. Die kleine Mansardenwohnung entsprach ihren Wünschen. Sie richtete sich mit ihren Möbeln ein, kam zu den Mahlzeiten zur Schwester und zahlte dafür reichlich. Als Frau von Stetten abwehren wollte, sagte das alte Fräulein entschieden:

„So laß mir doch den Willen, Frida; es ist mir so lieb.“

Nun gab es ein ewiges Herüber und Hinüber. Gar traulich sah es in dem Altjungfernstübchen aus. Die Richten waren oft bei der Tante, auch Bernd kam zuweilen. Dann erzählte Dörtchen aus ihrer Jugendzeit. Infolge ihres Gebrechens hatte sie zurücksehen müssen, Tanz und Spiel verboten sich von selbst. Aber sie war keine Schattenblume, sie behielt ihre sonnige Natur. Ihr Herz schlug warm für groß und klein, ihre Hand spendete willig, wo es not tat. Jetzt wußte Dörtchen, daß die Schwester ihrer bedurfte; sie fühlte, ihr Platz war bei ihr. Einen wohlthuenden Einfluß übte sie auf Bernd; er hatte sogar einige Male gelacht bei den launigen Erzählungen der Tante, die eines trockenen Humors nicht entbehrten.

„Les uns am Abend doch etwas vor“, bat Dörtchen, „es wird so gemächlich werden, wenn wir mit unseren Arbeiten um den runden Tisch bei der Lampe sitzen und der Teeleffel leise summt.“

Er tat es anfangs nur der Tante zuliebe, später freute er sich auf diese Stunden. Ja, hier im Kreise seiner Familie war er geborgen. Jedes Familienglied behandelte ihn mit jener zarten Schonung, deren seine wunde Seele bedurfte.

Margarete trat ihren neuen Posten mit frischem Mute an; sie freute sich, daß sie ihm gewachsen war. Hildegard arbeitete mit der Hoffnung, nach einem Jahr die Prüfung als Lehrerin zu bestehen und dann eine Anstellung zu finden.

Eines Tages fand Frau von Stetten ihren Sohn über eine Karte der deutschen Kolonien in Afrika gebeugt. Er hatte ihnen in letzter Zeit einige Bücher darüber vorgelesen; das Buch der Frau von Edenbrecher: „Was Afrika mir gab und nahm“ hatte sie besonders gefesselt.

„Mutter“, sagte Bernd, „es ist am besten, ich gehe weit fort von hier. Ich möchte in die Kolonien, dort kennt mich keiner.“

Frau von Stetten kämpfte mit sich. Es fiel ihr unendlich schwer, sich von ihrem Ältesten zu trennen, aber sie sagte sanft:

„Tue, was du für recht hältst, mein lieber Junge.“

Sie besprachen seinen Plan am Abend bei der Lampe.

Noch war nicht an die weite Reise zu denken; dazu mußte sich Bernd erst kräftigen und ganz gesund werden.

So schwer es dem Mutterherzen wurde, ihren Liebling weit, weit entfernt zu wissen, so freute sie sich doch seines Entschlusses. War er doch das erste Anzeichen von erwachender Lebenslust. Hatte Bernd doch wieder von der Zukunft gesprochen und suchte auf den Trümmern seines harten Schicksals etwas Neues aufzubauen.

So verging der Februar, und der März begann.

Da änderte sich plötzlich eines Tages alles. Um die Mittagsstunde schellte es, und Trina meldete: „Gnädiges Fräulein, ein fremder Herr wünscht Sie zu sprechen.“

Frau von Stetten schob den Bildtisch mit Wäsche fort und stand auf. Sie wußte nicht, weshalb ihr Herz mit einem Male so heftig pochte.

„Bitte, herein“, sagte sie zu der Magd.

Ein grauhaariger, vornehm aussehender Mann, ein Fünfsziger, stand vor ihr.

„Sie erkennen mich wohl nicht, Cousine?“ sagte er, auf Frau von Stetten zutretend und ihre Hand fassend. „Ja, ja, es ist lange her, seit wir uns das letztemal gesehen haben.“

„Hugo!“ rief Frau von Stetten erfreut, „sind Sie es wirklich?“

„Na natürlich, Frida! Wer denn sonst?“

Er zog die Hand seiner Cousine empor und küßte sie ritterlich. „Mein Gott, welche Überraschung! Seit wann sind Sie in Berlin?“

„Seit gestern; ich komme direkt aus der Schweiz. Sie wissen es doch, daß wir, das heißt meine Frau und Ilse, dort seit Jahren leben. Die Gesundheit beider erforderte es. Ilsechen war ein zartes Kind, die rauhe nordische Luft sollte während längerer Zeit vermieden werden.“

„Sie haben wohl in Berlin geschäftlich zu tun, Hugo?“

„Zawohl — mich führt aber auch ein anderer Grund her, liebe Frida.“

Herr von Brömmeler räusperte sich; darauf fuhr er fort:

„Habe da in den Zeitungen von dem Pech gelesen, das Ihren Sohn betroffen hat. Habe es aufrichtig bedauert. Wo ist er eben?“

„Hier; er war schwer krank.“

„Hm, hm! Armer Kerl!“ murmelte Brömmeler in den Bart. „Daß er unschuldig ist, glaube ich fest; ist aber doch scheußlich, freigesprochen zu sein aus Mangel an Beweisen.“

Frau von Stetten konnte nicht reden; die Tränen stellten ihr im Halse. Sie neigte zustimmend den Kopf.

„Wie trägt er es?“

„Zuerst war er wie gebrochen; er hatte keine Lust, weiter zu leben. Neuerdings spricht er davon, nach den deutschen Kolonien in Afrika zu gehen.“

„So, so.“

Herr von Brömmeler dachte eine Weile nach.

„Kann ich Bernd sprechen?“ fragte er dann.

„Ich will ihn rufen.“

Frau von Stetten verschwand im Zimmer des Sohnes.

Hugo von Brömmeler war weitläufig mit ihr verwandt. Sie hatten sich selten gesehen, und in den letzten Jahren hatten sie sich aus den Augen verloren. Frida von Stetten kannte die Frau und Tochter des Veters kaum. Ilse war damals ein kleines, zartes Ding gewesen, die den Eindruck machte, als sei sie verzogen. Jetzt mußte sie achtzehn sein, ein Jahr älter als Hildegard.

(Fortsetzung folgt.)

Der Scharfschütze.

Kriegserzählung von Max Karl Wötcher-Chernitz.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Nun sprang der kleine Metrut lachend und singend die Treppe empor, und er steckte mit seiner Fröhlichkeit die anderen an, und im Revier der königlich zwölften Kompagnie war ein Singen und Klingen, als ging's zum großen Urlaub und nicht ins blutige Feld.

Und als nun Karl Traugott Ferdinand vor seinem Spind das Päckchen fand, das der alte Magister liegen gelassen, öffnete er es. Aber das Tabakspfeifchen und die wollenen Socken und das



Das historische Eingangstor zum Arsenal in Venedig. (Mit Text.)

französische Wörterbuch hatte er er die zehn Taler entdeckte, war



Admiral v. Nedom-Bascha, der Leiter der Dardanellenverteidigung. (Mit Text.)

und es war ein Jubel und ein Winken und Rufen und Zustechen von Gaben und ein Händedrüden, als lehrten sie schon sieges-

Nur hier ging ein Mägdelein und da ein alt Mütterlein still beiseite und weinten an der alten Mauer sich ihr ganzes Weh vom Herzen, oder der alte Vater dort ersticke fast an den Abschiedstränen, und der Bub sollte es doch nicht sehen, weil ihm sonst nur das Herz möcht schwer werden.

Und unser Wurmbeißer winkte hierhin und dorthin und konnte die Zigarren nicht fassen, die seine früheren Kunden ihm zusteckten.

Am Brunnen bei der Linde stand ein ehrwürdiger Herr mit einem gar züchtig Mägdelein, just demselben, das Wurmbeißer vor fast sieben Jahren mit seinem Zehn-Taler-Strumpfe vor dem wütenden Hund rettete.

Sie traten schnell zum Rekruten und drückten ihm die Hand und beide, Vater und Tochter, steckten ihm ein kleines Päckchen zu.

eine höllische Freude, aber wie er betrübt. Er wußte, daß der alte Fridolin Scherer nicht auf Rosen gebettet war, und daß die zehn Taler mühsam erspartes Geld waren. Er schrieb daher flugs einen Zettel: „Mit Dank zurück, lieber, guter Magister. Ich fürchte, Petrus läßt mich nicht in den Himmel, wenn ich mit so sündhaft viel Geld angerückt komme!“ Und er legte den Zettel zum Geld, machte ein kleines Bündelchen und steckte es zu sich, hoffend, nachher beim Ausmarsch einen Bekannten an der Straße zu treffen, dem er das Bündelchen zur Rückbesorgung zum Magister nach Obersiedelbach anvertrauen könne.

Und als zwei Stunden später das Regiment mit klingendem Spiele nach dem Bahnhof rückte, da standen die Bürgerseut von Kirchstein links und rechts der Straßen wie Mauern,

Wurmbeißer sagte: „Der Postreifer, bitte senden Sie mir das Päckchen meinem alten Magister Scherer in Obersiedelbach zu!“ Und als die beiden, weil es gar so schnell ging, nicht mehr Schritt halten konnten, zurückblieben, wandte unser Rekrut den Kopf so lange zurück, bis ihm das Gesicht fast auf dem Budel saß, und winkte und winkte. „Es sind doch liebe Menschen!“ dachte er und ein klein wenig war ihm doch das Herz schwer.

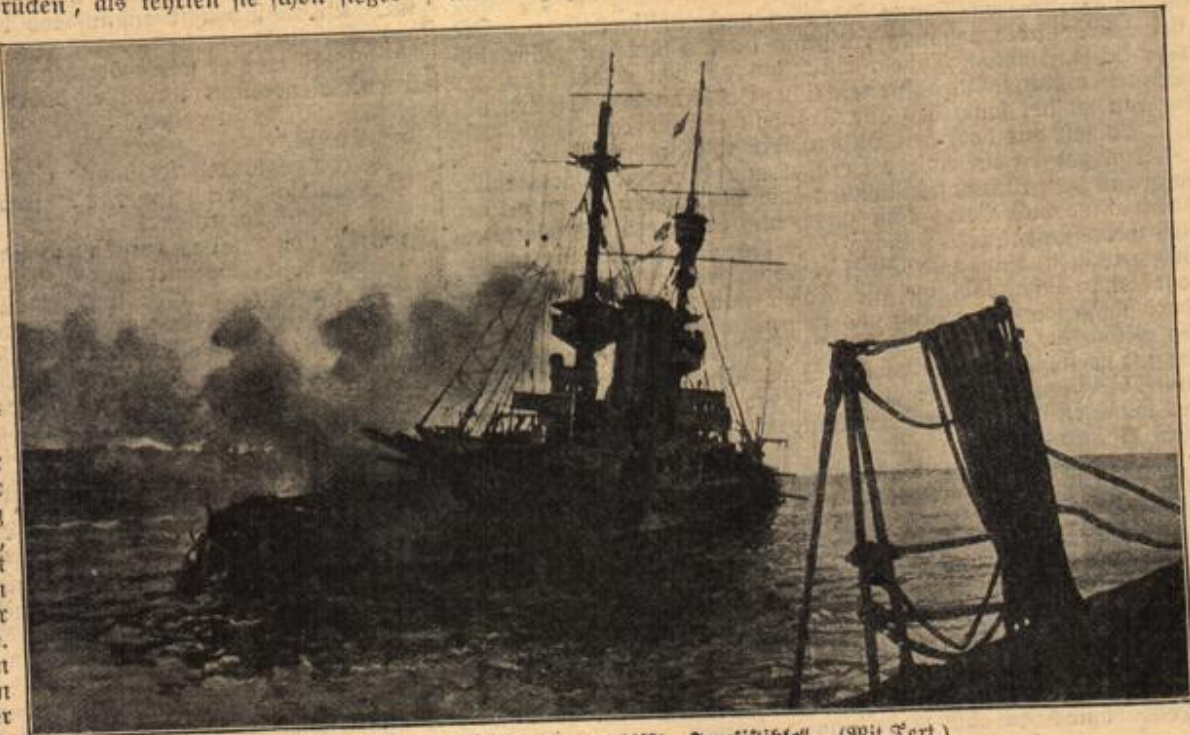
Und als er im Viehwagen neben neununddreißig anderen Kameraden hockte und man durch die Fluren rollte, und kein Mensch mehr singen konnte, weil die Rehlen streikten, da packte



Liebesgaben-Zammelbüchsen in Budapest. (Mit Text.)

Wurmbeißer heimlich seine Päckchen aus, die ihm sein ehemaliger Prinzipal und dessen Töchterlein, das nun siebzehn Jahre zählen mochte, zugesteckt hatten.

„O weh! Zehn Taler gab ich dahin für meinen guten, alten Magister, und fünfzig solcher Dinger trieg ich wieder, bloß diesmal statt in Silber in Papier. — Danke, mein lieber Prinzipal! — Und was machte das gediegene Kerlchen? Er bat sich Ruhe aus und schrie: „Jetzt hört mal zu, Kameraden. Wir kommen nun nach Frankreich, da verstehen die Leute unsere gute deutsche Sprache nicht, da müßt ihr Französisch parlieren, wenn ihr Brot und Wurst haben wollt. Und das will ich euch jetzt lernen.“ Und er zog sein Wörterbuch heraus und lernte den willig zu-



Untergang des englischen Linienschiffs „Irresistible“. (Mit Text.)

horchenden Kameraden die gebräuchlichsten Worte und Ausdrücke und Redensarten, und unter viel Spas und Gelächter mußten die Schüler nachsagen und wiederholen. Und als sie keine Lust mehr hatten und Freund Wurmbeißer fürchtete, daß seine Kenntnisse zu Ende gingen, wurde für heute Schluß gemacht.

— Und als wieder allgemeine Unterhaltung surrte, da padte er still für sich auch des Mädchens Geschenk aus.

„Was mag mir denn meine Lisei, mein gutes, kleines Lisei, da eingepackt haben?“

Ein Schächtelchen war es, blaue Watte drin. Darauf ruhte, goldig und glänzend, ein gülden Herz an seidener Schnur. Ein Zettelchen lag darunter: „Meinem lieben Freund zum Andenken und zum Trost in schweren Tagen. Lisei Winter.“

Da wurde er rot, der gute Junge, über und über rot, und barg das Herz hastig und scheu in seiner Tasche.

Und nun waren sie am Feind. Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer kam sich vor, wie in eine andere Welt versetzt.

Er, der über die Gemartung Kirchsteins nie hinausgekommen, war über den Rhein gefahren! — Tausende und aber Tausende Menschen auf den Bahnhöfen und Haltestellen hatten sich in fanatischer Begeisterung an die Wagengedränge und da gewetteifert, den ausziehenden Kriegern Gutes und Liebes zu erweisen.

Und er, der Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer, der Armhändlerbub aus Oberfiedelbach im Gebirge und spätere Barbiergehilfe aus Kirchstein, er war mitten unter den angejubelten Soldaten. Er trug Uniform, hatte ein scharf geschliffenes Seitengewehr am Leibriemen und neunzig schwere Patronen in Tornistertaschen und Patronentaschen. Gar manchmal öffnete er verstohlen die Patronentaschen und schaute die graublauen Dinger mit Scheu und beinahe Ehrfurcht an. Das waren also die Boten des Todes und die Träger alles Unglücks und Wehs.

Und dann war er in Frankreich. Kinder, in Frankreich, in einem fremden Lande, und die Leute da waren seine Gegner,

mit denen er auf Leben und Tod kämpfen sollte. Und dann war das Land! Sappertot! Hier Souffengärten und da Dünet, mit Reben besaant. Und das Obst!

Und nun ging es an ein Marschieren. Gut, wie die Füße summten! Aber wenn da über die Köpfe hinweg etwas anders



Der neue Kriegsschauplatz im Süden. Gezeichnet von Walter Emmerleben.

summte und ganz, ganz von fern etwas so dumpf, so unheimlich dumpf grollte, da kriecht ein so eigentümliches Gefühl durch Bauch und Nieren der Truppen, die die Feuertaupe noch nicht empfangen haben. — — — In einer Geländewelle marschieren sie dahin, lange, lange schwarze Menschenketten, immer

mehr, immer mehr! O, es eine feige, schnelle Division in Marsch-
kolonne in eine ewig lange Weisheit!
Aber links der Geländewelle war etwas nicht in Ordnung.
Da knallen Hunderte von Peitschen, scharf und kurz, wie wenn
der Hiltensbus neue Schmitze an die Schnur gebunden. Und was
die Kerle pfeifen können da drüben?! So eigentümlich lang-
gezogen, und dann das Pubbern und grobe Poltern! Es ist
glühend heiß, aber der Hauptmann hat verboten, jetzt schon aus
den Labeflaschen zu trinken. Man hört nichts als das Streifen
von tausend Menschenfüßen durch das harte, hohe Gras und das
Knappern der Feldflaschen am Seitengewehr, oder hier und da
das Klirren eines Kochgeschirrs.

Die Leute hängen die Köpfe. Man weiß nicht, was los ist, und
ahnt doch, daß hinter jenen grünen Erdhügeln ein tausendfacher,
heimtückischer Tod lauert. Und immer das Surren und Summen
in der Luft, das Pfeifen und Knallen in der Ferne! Gelblich!
„Na, Kinder, Kopf hoch! Heute gilt's! Seid doch immer
brave Kerle gewesen!“ ruft der Hauptmann im Vorbeireiten der
Kompagnie zu, und die Leute reißen sich zusammen und mar-
schieren strammer. Aber Viertelstunde um Viertelstunde verrinnt
und immer weiter geht das Marschieren.

Da werden die Mannschaften wieder trübsinnig. Mitten
hinein ruft plötzlich einer laut, als das Grollen und Knattern in
der Ferne gar arg wird: „He, Kameraden, spannt langsam die
Regenschirme auf, ich glaub', heute kriegen wir noch was auf
den Hut!“

Und alles lacht, und es ist, als sei der Bann gebrochen. Man
atmet freier und marschiert fröhlicher, und Hauptmann Langhelf
reitet dicht an Rekrut Wurmbeißer heran und sagt: „Wurmbeißer,
das war ein braves Wort. Das vergesse ich Ihnen nicht.“

Und dann sprengt er davon, dem ihm winkenden Adjutanten
entgegen. Und nun geht's los!

Die Bataillone ziehen sich auseinander. Die Erdwelle, an
deren Fuß, den Wänden des Segners entzogen, sie zwei Stunden
lang dahinmarschiert sind, wird besetzt.

Befehle laufen durch die ausgeschwärmten Schützenlinien und
Entfernungen werden durch die Reihen gebrüllt und Ratschläge
und Maßregeln erteilt.

„Also ruhig — ruhig, Kinder! Genau zielen, gerade wie auf
dem Schießstand! Und Patronen sparen!“

Da wird es drüben, weit, weit drüben, lebendiger. Eine
lange, breite Reihe, winzig kleine Punkte, einer Perlenkette äh-
lich, schiebt sich vorwärts, ist wieder verschwunden, geht wieder da.

Da zischt's und etwa fünfzig Schritt vor unseren Schützen
hücht etwas in die Erde — hier — da — dort — an zehn und
zwanzig Stellen, und kleine Staubwölkchen steigen auf und von
drüben trägt der Wind ein Knattern herüber.

Die Schützen beißen sich auf die Lippen und viele sehen sich
von der Seite an, hier wird einer blaß und ein anderer seufzt
und schaut mit starrem Auge nach den Staubwölkchen und wohl
jeder denkt: „Wenn so ein Ding in dich hineinfährt, ist alles aus.“

Nur einer denkt nichts Ähnliches; das ist Rekrut Wurmbeißer.
Er kritisiert jede der Rauchsäulen, reißt Wis um Wis über die
zu kurz schießenden Franzosen und sagt schließlich: „Na, ihr Kerls,
lernt mal von mir schießen! Jeder Schuß ein Treffer!“

Und schallendes Gelächter folgt dieser Rede. Weiß doch jeder,
daß Wurmbeißer der schlechteste Schütze der Armee ist.

Und die Franzosen drüben kommen näher und näher, und
gar so schlecht schießen sie schon längst nicht mehr, denn die Reihen
der Deutschen lichten sich allgemach und hier wälzt sich einer
und da haucht ein anderer seinen letzten Seufzer.

Gar manchem der Kameraden zuckt das Gewehr in der Hand,
das Feuer zu erwidern, aber noch ist kein Befehl gegeben zum
Feuern. Erst als der Gegner auf sechshundert Meter heran ist und
nun wieder einen Sprung macht, da beginnt ihre eigene Musik.

Poh Donner! das rasselt und plakt, und der Gewehrtausch wird
heiß und jeder ist ganz mit Leib und Seele beim Kampf.

Aber was ist das? Der Gegner steht, macht eine Schwentung
nach links, nach der großen Ziegelei zu, die da mit acht oder zehn
Häusern und Schuppen breit und mässig im Gelände steht.

Und jetzt sitzen sie drin, die Burschen, warm und sicher wie
in einer Festung und schießen daraus, vom erhöhten Standpunkt,
und haben gut lachen.

Da kommt von hinten der Befehl: „Vorgehen! Die Ziegelei
wird genommen!“

Und Sprung auf, marsch, marsch!! geht's vorwärts, und wie
der Wind segeln sie, lange ausgeruht, über die Felder. Hinlegen!
— Wieder vorgehen! Hinlegen und verschauen und wieder vor!

Das Herz pulst hinauf, die Augen treten aus dem Kopf und
es flimmert vor den Augen.

Aber der kleine Rekrut ist immer voraus, springt wie ein
Füllen über die Gräben und trägt das Gewehr, das schwere, wie

ein Spazierhütchen. Und links und rechts von ihm stürzen die
Leute, denn die in der Ziegelei überschütten sie mit Feuer, aber
ihn trifft keine Kugel.

Nun die letzte Last, nun durch die Reiben das Signal: Pflanz
auf die Seitengewehr! Maus mit dem blanken Eisen! Wie die
Knarre gleich schwer wird! Nun ran!

Hauptmann Langhelf, den Säbel schwingend, die Schuppen-
kette unterm Arm, voraus. Der nächste links von ihm ist Wurm-
beißer. Jetzt sind sie am Zaun! „Drüber!“

Der kleine Wurmbeißer machte aus sich einen Schemel und
schreit: „Draufsteigen, Herr Hauptmann!“ und Herr Langhelf,
ein wenig corpulent, nimmt gern die gebotene Stütze an und
springt als erster über den Zaun und Wurmbeißer hinter ihm her.

Und fünf, sechs Franzosen fallen über sie her wie eine Meute
Hunde. Zwei fällt der Hauptmann, der über Bärenkraft ver-
fügt, mit dem Säbel, den dritten schießt gleichzeitig Wurmbeißer
nieder und schreit: „Hurra, getroffen!“ und war doch nur eine
halbe Elle von ihm entfernt gewesen. Und nun kämpft er mit
Todesverachtung, sein Gesicht trieft vor Blut. Hat längst kein
Helm mehr auf dem Kopfe und ein Stück seiner rechten Wacke
fehlt. Und nun sind hundert andere Kameraden auch im Garten
und schießen die verteidigenden Franzosen Schritt um Schritt
rückwärts. Ganze Wälle von Toten und Verwundeten türmen
sich auf. Man kämpft verzweifelt, und der Hauptmann mit sei-
nem kleinsten Rekruten immer Seite an Seite.

Jetzt ist der Garten den Deutschen, jetzt der Hof, und nun
geht's auf Scheune und Schuppen. Die kleinen Holzschuppen
sind sehr schnell genommen, aber in dem großen Hauptgelände,
da haben sich die Franzosen fest eingeknistert.

Nach und nach ist das ganze dritte Bataillon und zwei Kom-
pagnien vom zweiten angekommen, aber die zwölfte Kompagnie,
die erste, die ankam, immer vornweg.

Zwei Kameraden, die Weile tragen, zersplittern die hölzerne
Tür und nun stürmt man ein.

Eine Salve dröhnt ihnen entgegen und der erste, der vorn-
über sinkt, ist Hauptmann Langhelf. Wurmbeißer will ihn stützen.

„Weg! — Fort! — Kämpfen!“ befiehlt aber der Tod-
wunde, und nun stürmt Karl Ferdinand Traugott die Treppe
empor und seine Wit ist nun, da sein geliebter Hauptmann ge-
fallen, bis zur Raserei gestiegen.

„Wer hat meinen Hauptmann erschossen?“ brüllt er und rennt
einem baumlangen Franzosen das Bajonett durch den Leib.
Der fällt zusammen und reißt ihn mit zu Boden und sie kollern
beide, zu einem Knäuel verwickelt, die Treppe hinunter und
bleiben liegen. Wurmbeißer will sich erheben, aber ein rasender
Schmerz im rechten Bein läßt ihn ohnmächtig zusammensinken.

Die Ziegelei ist genommen. Fast dreihundert Tote und ein-
halb tausend Verwundete — das sind die Opfer auf beiden Seiten.

Wurmbeißer liegt auf weichem, trockenem Stroh in einer
der von ihm mitroberten Scheune.

Ein Assistentenarzt tritt zu ihm. „Nun Freund, wieder munter?
— Hast Glück gehabt — Wein gebrochen.“

Wurmbeißer ist enttäuscht. „Ach bloß?“ sagt er bedauernd
und fügt noch unwillig hinzu: „Das hätt' ich zu Hause auch
haben können.“

„Na, aber so nicht, bester Kamerad“, lacht der Arzt. „Der
Oberchenkel ist zweimal gebrochen und das Schienbein zer-
splittert! Wirft hinten müssen dein Leben lang, und die halbe
Bade haben sie dir auch runter geschickt.“

Da ruft eine Ordonnanz in den Raum: „Liegt hier etwa
Rekrut Wurmbeißer von der zwölften Kompagnie?“

„Hier! Hier zappelt er!“ antwortet der Kleine.

„Was soll er denn?“ fragt der Arzt.

Wenn er transportfähig ist, soll er zu Hauptmann Langhelf
gebracht werden, der will noch mit ihm reden.“

Der Arzt will es erst nicht erlauben, aber als er in das strahlende
Gesicht Wurmbeißers sieht, kann er es nicht abschlagen und er
gebietet: „Na, wir wollen's versuchen, aber vorsichtig.“

Der Hauptmann liegt im Salon des Haupthauses der eroberten
Ziegelei. Ein Major und der Oberstabsarzt stehen an seinem
Lager. Als man Wurmbeißer hereinbringt und seine Bahre dicht
an des Hauptmanns Lager stellt, reicht ihm dieser über das Bett
die Hand und sagt mit müder Stimme: „Wurmbeißer, Sie sind
ein braver Kerl! Ehe ich mich davonmache, will ich Ihnen die
Hand drücken!“ Und zum Major gewendet, spricht er: „Herr
Major, ich bitte — das Eisene Kreuz für den Wurmbeißer.“

Dann schließt er die Augen — und Karl Ferdinand Traugott
schluchzt auf, als man ihn hinausträgt.

Lille war genommen! Ganze Wagenzüge Verwundeter und
Felddienstfähiger wurden heimgebracht.

Bei einem Transporte war auch Wurmbeißer.

Er hinst und hatte ein schiefes Gesicht bekommen, aber das Eisene Kreuz auf seiner Brust blinnte so stolz, daß Wurmbesitzer selbst kaum zu merken schien, daß er hinst. Freilich, daß er ein schiefes Gesicht hatte mit einer brennend roten Narbe, das sah er täglich hundertmal, denn er war nach seiner endgültigen Entlassung bei Hofstieur Winter wieder eingetreten als Barbiergehilfe, und da nun einmal in einem Friseur salon der Spiegel regiert, so mußte Wurmbesitzer wohl oder übel sein Kriegsmal immer vor Augen haben.

Aber die Kunden hörte es nicht und Fräulein Lise Winter, die halb nach seiner Rückkehr seine Braut wurde, hörte es auch nicht. Und wenn Herrn Wurmbesitzer diese Geschichte vor Augen kommen sollte, wird er mir gewiß nicht böse sein, daß ich sie erzählte.

Unser täglich Brot.

Von Clara Frieß.

(Nachdruck verboten.)

Wir alle haben nicht gewußt, was für eine wunderbare und köstliche Sache es ist um „unser täglich Brot“. Wir haben's als selbstverständlich hingegenommen, daß jedes Jahr wieder die Körner in die Erde gesät wurden und im Sonnenschein und Regen keimten und reiften, daß der Sommerwind die Halme in Wellen bog und der Herbst die Ernte in unsre Scheunen führte, — daß der Müller uns daraus das feine Mehl gewann und der Bäcker uns Tag für Tag köstliches Brot in Hülle und Fülle ins Haus schickte.

Ludwig Richter hat das Wunder begriffen und uns des Brotes Wachsen und Werden in den schönen Holzschnitten „Unser täglich Brot“ gezeigt. Wie anders wirken diese Bilder, wie anders klingt die vierte Bitte des Vaterunsers, seit uns in der schlimmen Gefolgschaft des großen Krieges auch die Plage der Brotnot und Teuerung droht und wir uns ernsthaft mit ihr auseinandersetzen müssen. Nun wissen wir auf einmal, daß dies Alltägliche das Unersehbare und Wertvollste ist. Wir erinnern uns wieder daran, daß unsre Voreltern vom „lieben Brot“ sprachen, daß sie es weihen und segneten, nach jedem Baden einen mit einem Kreuz gezeichneten Laib den Armen spendeten und als ersten Gruß in jedes junge Heim ein frisches Brot sandten. Wir denken an die Geschichte von dem Schuljungen, der sein Brot in den Schmutz warf und mit Füßen trat und nun, zu Stein geworden, an der Strahenede steht, — an den Pagenkönig, dessen unseliger Wunsch sich erfüllte: was seine Hand ergriß, verwandelte sich in Gold, anstatt des Brotes, das seinen Hunger stillen sollte, hielt er einen Goldklumpen in der Hand. Wir verstehen, was Luther mit seiner Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers meinte und wie sein der große Herzenskennner da sagte, was uns allen gefehlt hat und woran es immer wieder den einzelnen und den Völkern in den selten Jahren des Wohllebens mangelt: „Wir bitten in diesem Gebet, daß Gott es uns erkennen lasse und wir mit Dankfagung empfangen unser täglich Brot“.

Im Mangel an Erkenntnis, an Nachdenken, an Dankbarkeit liegt die Schuld, die wir in Jahrzehnten friedlichen Wohlstands und Gedeihens angehäuft haben. Weil wir nicht erkannten, wie Großes uns jeden Tag von neuem gegeben wurde, haben wir unser täglich Brot ohne Dankfagung, ja oft in Reid und Unzufriedenheit hingegenommen, haben's oft genug verachtet und vergeudet und viel Unnützes und Törichtes über diesen besten Gottesseggen hinaus begehrt und erjagt. Wer war denn noch zufrieden, wenn er „nur“ sein täglich Brot hatte? Wir alle wollten für uns und unsre Kinder noch ganz anderes und unendlich viel mehr, — bis die harte Not dieser Kriegszeit kommt und unsre Augen und Herzen aufstut, daß wir mit Dankfagung empfangen unser täglich Brot“.

Und diese Erkenntnis ist so köstlich und wertvoll für jeden einzelnen, daß wir getrost ein gut Teil Entbehrung, Mühe und Sorge dafür hinnehmen können. Uns Müttern und Hausfrauen wird das rechte Verantwortlichkeitsgefühl daraus erwachen und eine ernstere und tiefere Auffassung unserer Pflichten bei der Verwaltung und Verwendung des täglichen Brotes in unserm Haushalt. Unserm Diensthofen ist diese Lehre der schweren Zeit Erziehung, Mahnung und Warnung auf ihrem Weg in den eigenen Hausstand. Und wie ein Segen wird die Erinnerung an die Zeiten des großen Krieges, als jedes Stück Brot heilig war, mit

unsern Kindern weitergehen in den Wohlleben und reichlichen Alltag ihres Lebens hinein.

Wenn jetzt die Regierungen und unsre besten Kräfte ihre ganze Kraft einsetzen, um uns über Berl und Verwendung der vorhandenen Nahrungsmittel aufzuklären, wenn wir einsehen, daß es unsre heilige Pflicht ist, durch treueste Sparsamkeit und Enthaltensamkeit mitzuarbeiten an der siegreichen Lösung der schweren Aufgaben, die der große Krieg den Völkern auferlegt hat, so ist dies Verständnis und diese Einstellung uns allen gewiß Förderung und Gewinn. Darüber hinaus aber wird uns auch jene andere, tiefere Erkenntnis vom Segen und Wert des täglichen Brotes gegeben werden. Und diese Erkenntnis soll als eine köstliche Erfahrung bei uns bleiben, — in späteren Friedenstagen, „daß wir mit Dankbarkeit empfangen unser täglich Brot“.

Ameisen in Haus und Garten.

Wenn wir auch den Ameisen die Achtung ob ihres unermüden Fleißes nicht versagen können, so sind sie doch in Haus und Garten gar ungern gesehene Gäste. Schwächliche Frauen naturen rieselt wohl eine Gänsehaut über den Rücken, wenn sie im Frühjahr die Erfahrung machen müssen, daß neue Einquartierung in Gestalt von Ameisen in Küche und Speisekammer ihren Einzug gehalten hat und sich die dort vorhandenen Vorräte gut schmecken läßt. Sofort wird diesen der Krieg erklärt und nicht eher geruht, bis die letzte Ameise verschwunden ist. Gar verschiedenartige Mittel werden dabei angewendet. Haben sich die Ameisen bereits im Hause, in Küche und Speisekammer niedergelassen, so wird ihre Bekämpfung zweckmäßig von innen und außen gleichzeitig eingeleitet. Außerhalb verzieht man den Hausfodel mit einem etwa handbreiten Streifen Raupenleim, den man während der Sommermonate stets feucht erhalten muß. Hierdurch verhütet man weiteren Zugang von außen, auch wird man gut tun, den sicher in nicht zu großer Entfernung vom Hause befindlichen Ameisenhaufen, der die einzelnen Heeres sätulen aussticht, durch Umwehrung mit einem Gürtel desselben Raupenleims auf seinen Bannkreis zu beschränken.



Wo steht der Gärtner?

Nun zur gleichzeitig im Innern des Hauses vorzunehmenden Bekämpfung der Ameisen. Diesen muß vorerst jede Nahrung entzogen werden. Alles Genießbare wird aus den Schränken entfernt. Dafür legt man große feuchte Schwämme mit Zuckerswasser getränkt hinein. Die Ameisen werden dem Zucker nachgehen und sich in den Poren der Schwämme festsetzen. Am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch überbrüht man die Schwämme mit kochendem Wasser. Hierdurch werden die Insekten getötet. Wiederholt man dieses Verfahren noch einige Male, dann wird man bald von diesen Plagegeistern, denen ja der Zugang von außen versperrt ist, befreit sein. Haben sich Ameisen auch in anderen weniger benutzten Räumen eingenistet, in denen keine Nahrungsmittel aufbewahrt werden, so blendet man den Lichtzutritt mit dunkelblauem verdünnter Räumen werden sich die Ameisen nicht hinziehen, auch ist ihnen der Kampfgeruch außerordentlich unangenehm.

Auch im Garten sucht man die Ameisen so bald wie möglich wieder los zu werden. Gar mannigfaltig sind die Schäden, die sie hier anrichten. Denken wir nur an die Erdbeeren, die die kleinen Gefellen vollständig aushöhlen, so daß nichts verbleibt als die Dede. Hier geht man ihnen mit dünnflüssigem Teer recht wirksam zuleibe. Die Ameisenkolonien werden damit übergossen, so daß die Tiere im Teer zugrunde gehen müssen. C. F. A. S.

„Ich wußte nicht, daß du so lieb mir warst —“

Ich wußte nicht, daß du so lieb mir warst,
Wein deutsches Land, mit Berg und Wald und Tal,
Mit Fluß und Feld und jedem Fußbreit Erde,
So lieb mir, wie mein eigen Fleisch und Blut.

Erst seit sie drohend an den Grenzen stehn
Und dich verkümmeln wollen und zerschlagen,
Weiß ich, was Vaterland und Heimat ist,
Und daß du's wert bist, daß wir für dich sterben,
Daß unsre Kinder deine Freiheit erben.

Clara Frieß

Das historische Eingangstor zum Arsenal in Venedig. Die Lagunenstadt ist neben Spezia der Hauptstationort der italienischen Kriegsmarine und umfaßt daher große Arsenal- und Dockanlagen, die seit Kriegsbeginn mehrfach von österreichisch-ungarischen Fliegern und Luftschiffen mit Bomben belegt wurden. Dem zweiten Angriff fielen allein vier Anbauten zum Opfer, 19 Personen wurden getötet und mehr als 80 verletzt. Unsere Aufnahme zeigt den berühmten Eingang zum alten Arsenal, das von fünf antiken Marmorlöwen bewacht wird und das eine Sammlung von Waffen, Rüstungen, Fahnen und Schiffsmobellen enthält. Hinter dem alten Arsenal liegen die Docks und Schiffsverften, das Ziel der österreichischen Luftangriffe.

Admiral v. Hedem-Bascha, der Leiter der Dardanellenverteidigung, die alle Angriffe bisher glänzend abgeschlagen und den Gegnern schwere Verluste zu Wasser und zu Land beigebracht hat. Er gehörte von 1871 bis 1911 der deutschen Marine an und wurde vom Deutschen Kaiser im März dieses Jahres zum Generaladjutanten ernannt.

Liebesgaben-Zammelbüchsen in Budapest. Die originellen Büchsen haben die Form eines 42-cm-Geschosses und taum ein Fassant unterläßt es, eine Gabe hineingleiten zu lassen.

Der Untergang des englischen Linienschiffs „Irresistible“, das von den Türken in den Dardanellenkämpfen zum Sinken gebracht wurde. Sein Schicksal teilten am gleichen Tag die englischen Linienschiffe „Africa“ und „Ocean“, sowie das französische Linienschiff „Bouvet“. „Irresistible“, dessen Untergang unser Bild nach einer Aufnahme in „Illustrat. Lond. News“ zeigt, saßte 15 250 Tonnen; es war 122 m lang, hatte 37 Geschütze von 30,5 bis 4,7 cm Kaliber und eine Besatzung von mehr als 780 Mann. Die gleichzeitig vernichteten gegnerischen Panzer „Africa“, „Ocean“ und „Bouvet“ hatten ungefähr dieselbe Größe. Mehrere andere Panzer wurden durch schwere Treffer außer Gefecht gesetzt. Auf die „Irresistible“ folgte Ende Mai die Vernichtung der beiden englischen Linienschiffe „Triumph“ und „Majestic“, die zusammen 27 000 Tonnengehalt und Besatzungen von 1500 Mann hatten.

Von den flandrischen Schlachtfeldern. Vor längerer Zeit gefallene französische Soldaten werden von Deutschen nach Eroberung der gegnerischen Stellungen mit Hilfe von präparierten Instrumenten und Gummihandschuhen nach der Erkennungsmarke durchsucht und dann begraben.



Von den flandrischen Schlachtfeldern. (Mit Text.)

Allerlei

Meinungsaustausch. „Du kannst nicht sagen, Johann, daß ich damals, ehe wir uns verlobten, hinter dir hergelaufen bin.“ — Er: Das ist wahr, Maria. Aber die Kaufefalle läuft auch nicht hinter der Maria her und fängt sie doch.“

Eine „verruntene“ (wie Schffel sagen würde) Festung. Als Friedrich der Große, so erzählt Bürgermeister Passenge in seinen interessanten Mitteilungen über die Geschichte der Stadt Kirchberg, im Siebenjährigen Kriege von dem General v. Bastrow, dem er das Kommando der Festung Schweidnitz übertragen hatte, Abschied nahm, richtete er an den General, dessen Schwäche er kannte, die Mahnung: „Bastrow, verkaufst mir die Festung nicht!“ Die Bitte des Königs half nichts; als am 30. September 1761 die Österreicher unter Laudon Wälle und Mauern der Festung überfielen, sah Bastrow noch ruhig bei den Karten und der Weinflasche, und er trennte sich nur von beiden, um in die Gefangenschaft der Österreicher zu geraten. So war die Festung, auf die Friedrich II. so großen Wert legte, in der Tat „verfossen“.

Meeresforschungen. Die Erde besitzt bedeutend mehr mit Wasser überdeckte Flächen als offenes Land. Nur $\frac{1}{3}$ des Weltalls sind wirkliche Erde, die anderen $\frac{2}{3}$ sind von Meeren bedeckt. Die größte Ausdehnung hat, wie es auch der Name sagt, der Große Ozean mit 161 137 000 qkm Oberfläche. Die beiden Eismeere, das nördliche und das südliche, haben das kleinste Ausdehnungsgebiet, nämlich 12 563 000 und 15 630 000 qkm. Allgemein wird angenommen, daß sich die größten Meeresstiefen in der Mitte des Meeres befinden. Das ist irrig. Wo in der Nähe des Festlandes oder ihm benachbarter Inseln Vulkane vorhanden sind, dort sind auch die größten Meeresstiefen zu finden. Die größte bis jetzt gemessene Tiefe be-

trägt 9000 Meter. Die Meereswellen selbst haben gewaltige Kraft. Bei heftigem Sturm können sie Felsblöcke von 50 Zentnern Schwere weit hinein ins Land schleudern, während der Anprall der Wellen selbst Schiffe zerstören oder Hafengebäuden völlig vernichten kann. Bei Erdbeben haben die Wellen besondere Kraft. Sie vermögen dann in einer Stunde über 700 km zurückzulegen. Nun kann man sich wohl denken, wie unerwartet und verheerend die Sturmfluten nach Catania und Reggio und jetzt zuletzt in Triest in die Straßen der Stadt eingedrungen sind, um alles, was sich ihnen in den Weg stellte, hinwegzufegen in das tosende Wellengrab.

Gemeinnütziges

Bohnenalat. Frische junge Wachbohnen oder Prinzbohnen eignen sich am besten dazu. Sie werden von den Fasern befreit und in Stücke geschnitten, in Salzwasser abgekocht und wie jeder andere Salat, wenn die Bohnen kalt sind, angemacht. Man kann auch etwas Pimpernell oder feingewiegte Petersilie hinzutun und saure Sahne.

Auf der Unterseite der Kohlpflanzenblätter finden wir häufig die Eier des Kohlwesflings. Durch zeitiges Zerdrücken schützt sich der Gemüsegärtner vor größerem Schaden durch Raupenfraß.

Die Mäusenmade bekämpft man am vorteilhaftesten durch tiefes Umgraben der Baumscheiben. Dadurch kommen die Puppen in tiefere Bodenschichten, wo sie nicht lebensfähig bleiben.

Altes Brot wird wie frisch, wenn man es etwa fünf Minuten kochendem Wasserdampf aussetzt. Ein Haarsieb über eine Kaffeefilter gestülpt, in der Wassertocher, eignet sich gut zur Aufnahme des Brotes. Falls es sehr dick ist, wird es gewendet.

Das Hartwerden der Blütenköpfe bei den Actischoden ist meist in Wassermangel zu suchen. Wiehen um die jegige Zeit in Verbindung mit flüssigem Dung ist sehr vorteilhaft.

Zartheit und Geschmack der Schwarzwürmer geht bei dem Verlassen der Blütenstände fast völlig verloren. Ständiges Ausschneiden ist sehr wichtig. **Den Geflügeldünger** entferne der Züchter möglichst oft aus den Ställen und mische ihn mit Kainit und Torfmull. Dann bleibt ihm die volle Wirkungskraft eigen, da die Mischung den Verlust von Stickstoff verhindert.

Rätsel.

Hoch oben siehst du's hangen. An Schopfe kopflos prangen. Fr. Guggenberger.

Kreuzrätsel.

1	2
3	4

Wenn an Stelle der Zahlen bestimmte Silben gesetzt werden, ergeben sich Wörter von folgenden Bedeutungen:

- 1 2 3. Stadt der Rheinprovinz.
- 2 3. Ein Körperorgan.
- 3 1. Wort, gleichbed. m. „Art“.
- 1 3. Ein Fluss in Bayern.
- 1 4. Ein Komposit.
- 4. Waffe der alten Deutschen.

W. Spangenberg.

Logogriph.

Mit 1 ist's Tieren, Menschen eigen; Der mit dem u muß immer schweigen. Julius Falk. Auflösung folgt in nächster Nummer.

Widerrätsel.



Auflösung des Rätselsprung:

Kein fester Punkt im Alle, Und nirgends Heil und Valt! Die Sternbesäte Halle Ist endlos, leer und kalt. . .

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Jahresrätsels: Salerno, Arsen, Leonore, Ems, Rose Nessel, Orleans. Des Dominym's: Lager.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.